

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 205.

Freitag, 29. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Der Hansl war da“, berichtete die Dienerin, „der Hütdub von der Schimmelwirtin drüben. A fremder Herr hat ihn schickt. Er hat sagen sollen, daß der fremde Herr morgen früh kommt.“

„Wie heißt er denn?“

„Das hat der Hansl nimmer gewußt. Er hat bloß gesagt, 's is einer vom Gericht, und Sie werden's dann schon wissen.“ Fannerl bekam einen brennroten Kopf und brach in Zittern aus. „Jessas net, gnä Frau, es wird doch net wegen dem Giral sein? Er hat, mein i, so was von an Mähren gesagt!“

Kopfschüttelnd sahen sich Martin und Gina an. Was hatte das Gericht hier zu suchen? Aber ehe sie den Gedanken aussprechen konnten, kamen Kurt und Konrad Reichenbach auf sie zu. Ersterer zog sogleich Guttrune mit sich fort, denn er sehnte sich sehr darnach, ihr zu versichern, daß seine Liebe und Treue aus den Prüfungen des Tages nur gestärkt und geläutert hervorgegangen waren. Sein Vater aber machte ein ernstes Gesicht und bat Martin feierlich um ein paar Worte Gehör; er wollte ihm etwas erklären.

Martin nahm an, daß er auf die Ereignisse des Nachmittags und Mariechens Verhalten einzugehen wünschte. „Ja, freilich, gern, lieber Konrad. Aber das hat ja keine Eile. Wie geht's denn deiner lieben Frau? Ich hoffe, sie nimmt sich die alberne Szene nicht weiter zu Herzen. Wir wollen das Gerede begraben sein lassen und uns freuen, daß wir die unangenehme Person los sind.“

Konrad machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ach — das! Das ist natürlich nur Unsinn. Nein, es ist ganz was anderes. Ich muß dir etwas anvertrauen. Sehr peinlich — ich hoffe, du mißverstehst mich nicht. Aber wenn sich jetzt schon das Gericht einmischet, ist es doch besser, du weißt.“ Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Und dann bitte ich unter vier Augen. Du verzeihst doch, liebe Gina.“

Mein Gott, dachte Martin, sollte er allen Ernstes was angestellt haben? Schließlich kannte man ihn nicht besser als die anderen Gäste. Er zog ihn rasch mit sich ins Speisezimmer, dessen Türe er hinter sich zuzog.

„Also“, fing Konrad an, „wir führten Mariechen den nächsten Weg hinunter zum Boot. Abgesehen danke ich dir; es geht ihr wieder so ziemlich. Sie hat sich hingelegt, hat ihre Tropfen genommen. — Aber denk dir, noch im Walde hatten wir eine Begegnung. Mit einem jungen Polizisten“, fügte er geheimnisvoll flüsternd bei.

„Vermutlich der neue Wachmeister, der so dienst-eifrig und immer unterwegs sein soll. Hast du ihn gesprochen?“

„Eher er mich! Er wollte wissen, ob ich nicht ein altes Weib im Wald gesehen habe.“

„Ach natürlich! Die Freundin des mildtätigen Fräulein Feldmeiers.“

„Ja, nun paß auf. Nun fängt es an. Ich sagte nein.“

„Aber warum denn?“

„Natürlich war das dumm von mir. Aber du weißt eben nicht alles. Die Alte hat mich nämlich heute morgen, ich sollte mich vor den Gendarmen in acht nehmen, weil in dem Bäckchen eine geschmuggelte Wurst sei. Also wollte ich sie doch nicht den Häschern ausliefern, begreifst du das? Wegen dieser Kleinigkeit.“

Martin klopfte dem übergewissenhaften Manne auf die Schulter. „Hätt' ich auch nicht gemacht. Was ist denn dabei? Es erfährt ja niemand davon.“

„So dachte ich auch. Aber höre nur. Nachdem ich mich also festgelegt und hoch und heilig alle Eide geschworen hatte, erklärt mir der Mann, daß die Alte zu einer ganz gefährlichen, gerissenen Bande gehört, die man seit Wochen vergeblich zu fassen sucht.“

Martin sah mit offenem Munde da. Ginas oft und begeistert geäußerte Überzeugung, daß hierzulande nur Biedersinn und Geradheit blühten, hatte sich allmählich auch auf ihn übertragen. Sollte das ein fataler Irrtum sein? „Und du?“ fragte er gespannt. „Hast du ihm alles gesagt?“

Konrad schüttelte den Kopf. „Da war es doch zu spät. Nachdem ich ihn bereits angelogen hatte, wäre ich nur der Mittäterschaft verdächtigt worden. Und das Schlimme ist: der Verdacht ist vielleicht begründet. Wenn es nun keine Wurst war, die ich dem Fräulein gebracht habe? Ich konnte das Paket doch nicht öffnen; also weiß ich auch nicht, was drinnen ist.“

„Was glaubst du denn, was es sein könnte?“

Der Wachmeister sagte, daß ganz bestimmt hier in der Gegend Kauschgiftsmuggel in großem Umfange getrieben wird. Ich hielt es für meine Pflicht, dich davon in Kenntnis zu setzen. Aber was soll man jetzt tun? Soll man Fräulein Feldmeier vor der Alten warnen, oder soll man vielleicht gar ein wachsameres Auge auf sie haben? Verzeih, ich weiß, daß es mir schlecht ansteht, andere zu verdächtigen; ich weiß wirklich nicht mehr, was ich sagen soll. In meinem ganzen Leben ist mir so etwas noch nicht passiert. Es ist eine zu dumme Situation.“

Martin überlegte angestrengt. „Wenn du willst, brauchen wir vorerst gar nichts weiter davon zu sagen. Mag die Polizei ihre Leute selbst aussindig machen. Hier im Hause kann schließlich nichts passieren, und was draußen vorgeht, hat uns nicht zu kümmern. — Herein!“ — Denn es hatte geklopft.

Reichenbach fuhr zusammen, als seien ihm schon die Häschler auf der Spur. Aber es war nur Möbius, der sich, seine Brieftasche in der Hand, zögernd hereinschob. Es war ihm sichtlich fatal, nur die beiden Herren zu finden. Aber zum Rückzug war es zu spät. „Ich suchte die gnädige Frau — Frau Holwed —, aber nur, weil Frau Gaebede mich gebeten hat“, entschuldigte er sich, denn Martin maß ihn stirnrunzelnd von oben bis unten. „Ich soll ihre Rechnung bezahlen. Das heißt, sie möchte sie bezahlen, aber sie hat keine Zeit dazu, packt ihre Koffer und so, verstehen Sie. . . Drum schickt sie mich.“ Seine nervösen Finger suchten in der Brieftasche, die

neben seiner eigenen Barschaft auch die von Frau Gaedede anvertrauten Scheine enthielt.

„Meine Frau ist drüben im Privatkonto“, sagte Hollweck kühl, und der vielumstrittene Mann zog sich mit einer stummen Verbeugung zurück. Beide Herren sahen ihm kopfschüttelnd nach.

„Eigentlich ein trauriger Patron“, sagte Martin, „der sich einfach von den Frauen herumgeschoben läßt. Frau Gaedede scheint ja nun endgültig die Hand auf ihn gelegt zu haben. Na, meinetwegen; ich wollte, sie nähme ihn gleich mit. Wenn ich auch nicht verstehen kann, was sie an ihm findet. Er ist ja so dumm, daß er kaum bis fünf zählen kann.“

Auch Reichenbach gab unfreundlichen Gefühlen für den jungen Mann Ausdruck und begab sich dann, durch sein Geständnis erleichtert, in seine Zimmer und ans Schmerzenslager seiner Gattin zurück.

Der schöne Möbius stand inzwischen vor der Frau des Hauses, die mit geschäftstüchtiger Miene an ihrem Schreibtische saß und die Rechnung bereits zusammengestellt hatte. Eigentlich kam ihr dieser Moment gerade recht, denn in der Haushaltskasse drohte die Ebbe immer weiter überhand zu nehmen. Also griff sie, im Innersten erseut, nach dem Hundertmarkschein, hielt ihn, wie sie das bei gewiegten Kaufleuten gesehen hatte, prüfend gegen das Licht, obwohl sie keine Ahnung hatte, worauf es ankam, quittierte und gab kleine Münze heraus. Mit Frau Gaedede war sie gottlob fertig. Nur soviel Interesse brachte sie noch auf, Möbius zu fragen, wie und wann denn die Dame abzureisen gedenke.

„Ich habe versprochen, sie nach Obermühl zu bringen, sie wollte es so. Zum Abendbrot bin ich bestimmt wieder da.“

„O bitte!“ sagte Gina hochmütig. „Wenn Sie länger ausbleiben wollen, sind Sie hinreichend entschuldigt. Ich wünsche viel Vergnügen.“ Damit entließ sie den schönen Mann, den sie zum erstenmal etwas töricht fand. Aber sie konnte doch nicht umhin, zu bedauern, daß er der boshafsten und koketten Person anscheinend rettungslos verfallen war.

Da erschütterte das Haus der dumpfe Krach einer wütend zugeschmetterten Türe, ein Schrei — schon mehr ein Geheul — wurde laut. Es riß Gina in die Höhe. Im Flur traf sie bereits die Mädchen, die sich mit entsetzten Gesichtern zusammendrängten, zugleich erschienen Martin und Herr Reichenbach, mit langen Schritten die Treppe herauf und herab stürmend, während Kräuber von unten rief, der Schwarze sei eben aus dem Fenster seines Herrn gesprungen und renne nun davon, so schnell er könne. Frau Gaededes und des Polizeirats Zimmertüren öffneten sich zu neugierigen Spalten. Aus den Gemächern des Afrikaners jedoch drang Gepolter und heiseres Geschrei, dann tat sich mit einem Ruck seine Tür auf, Piet van Dongern erschien mit blaurotem Kopf, eine Nilpferdpeitsche in der einen, einen Totschläger in der anderen Hand schwingend, und krächzte, tobte, brüllte: „Sie sind fort, ich bin bestohlen, zu Hilfe!“

Mit einem Schrei fuhr die versammelte Weiblichkeit beim Anblick des Wütenden zurück, so daß ein leerer Raum um ihn entstand. Niemand zeigte Lust, sich dem ersten Ansturm zu stellen. Endlich trat Martin mannhaft vor. „Was ist geschehen?“

„Raub! Diebstahl!“ Piet rang nach Luft, seine Stimme überschlug sich. „Mörder! Polizei! Meine Diamanten!“

Auch Gina wagte sich jetzt in seine Nähe, sah ihm wie eine Tierbändigerin fest ins Gesicht und fragte mutig: „Haben Sie auch ordentlich nachgesehen?“

Einen Augenblick starrte er sie sprachlos an, dann winkte er ihr, machte lehrte und begab sich in sein Zimmer zurück. Gina wollte folgen, aber Martin hielt sie zurück. „Du wirst nicht. Er ist ja außer Rand und Band!“

Da erschien Piet selbst noch einmal auf der Schwelle und bat kleinlaut, sie möchte ihm doch helfen. So traten sie beide ein.

Die wohnliche Stube zeigte ein Bild der Verwüstung. Der Tisch war umgestürzt, das Fenster zertrümmert, Piets fahrende Habe lag zerstreut am Boden. „Schrecklich!“ entfuhr es Gina. „Wer mag so gehaust haben?“

„Ich“, bekannte Piet, jetzt vollends gebrochen. „Ich wurde etwas ärgerlich. Aber es ist wirklich alles fort. Sehen Sie selbst. Das Kästchen stand hier“, er zeigte auf einen kleinen Mauervorsprung hinter dem Schrank — „oder halt, wenn es da nicht war, so steckte es hier drinnen“, und riß die Tür des Kachelofens auf, griff tief hinein und brachte eine leere, rußgeschwärzte Hand wieder zum Vorschein. „Weg“, sagte er verzweifelt.

„Hören Sie, Herr van Dongern“, fragte Gina ihn, wie man mit einem kranken Kinde spricht. „Wissen Sie ganz sicher, daß Sie es gerade hier versteckten? Denken Sie einmal recht genau nach. Es war schon spät gestern, und der viele Whisky dazu . . . Wollen wir nicht Herrn Westhoff fragen?“

Schon war Martin fortgeeilt, den Direktor holen, der auch alsbald erschien. „Ich will doch nicht hoffen“, sagte er mit ernster Teilnahme, „daß etwas passiert ist. Es wäre ja kaum möglich. Erlauben Sie einmal . . .“ Und er schritt ohne Zögern auf die Waschkommode zu, rückte sie beiseite, griff in ein Mauerloch und zog das gesuchte Ebenholzkästchen unverfehrt hervor.

Gina ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf Piets Sofa fallen. Dieser stürzte auf Westhoff zu und umarmte ihn. Wie hatte er das vergessen können! Natürlich! Zuletzt hatten sie es hier untergebracht, nachdem Westhoff die beiden anderen Verstecke, die er selbst vorgeschlagen, für unsicher erklärt hatte. Er begann Entschuldigungen hervorzuspudeln. Als er den Schatz nicht gleich fand, habe er eben den Kopf verloren, dann hatte ihn noch der verdammte Chocolat gereizt, der behauptet hatte, gar nichts von dem Versteck zu wissen. Aber jetzt sei alles gut. Fast hätte er in seiner Freude auch Frau Hollweck umarmt, die sich nur durch eiligen Rückzug dieser drohenden Gefahr entzog.

„Es war ja vorauszusehen, daß das kommen würde“, sagte sie zu dem lachenden Polizeirat Heinrich, der mit ihr die Treppe hinabstieg, da er noch einen kleinen Abendbummel machen wollte. „Aber erschreckt hat es mich doch. Immer wieder fällt man auf sein Marmgeschrei herein.“ Sie kamen eben recht, um zu sehen, wie vor dem Hause Frau Gaedede den Wagen bestieg, in dem Möbius mit Hast die vielen Gepäckstücke verstaute. Die hatte es aber eilig . . . Verabschieden hätte sie sich wohl noch können, wenigstens von den anderen Herrschaften. Na, egal, man war sie los. Es wurde Zeit, sich ums Hauswesen zu kümmern. Der Abend nahte, und man mußte seinen Gästen doch irgendetwas bieten.

Als sie nach einer längeren Konferenz die Küche wieder verließ, stand Martin vor ihr, legte den Finger auf den Mund und zog sie in die Speisekammer. Er sah ganz verstört aus. „Erschrick nicht“, sagte er, „Piets Diamanten sind wirklich weg. Westhoff hat es mir eben mitgeteilt. Die Kassette war leer!“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Sonne sinkt —

Der Klang der Stunden läutet schwächer nun,
Vom letzten Licht des Tags umflossen;
Du hebst noch Deine Augen unverdrossen
Den Sternen zu, die über'm Abend ruh'n.

Die Winde schlafen ein, das Lied verstummt,
Das in dem Zephyr zärtlich mitgeschwungen;
Von müder Traurigkeit bist Du durchdrungen,
Da, abschiednehmend, lechte Biene summt.

Und in dem Schatten stummer Abendkühle
Zünden die Sterne ihre Lichter an;
Es segelt, goldumrändert, wie ein Schwan
Schimmernde Wolke hinter jener Mühle.

Alfred Hof.

„Nicht lange sackeln.“

Von Hugo von Höller.

Ein schöner Sonnentag. Der erste wirklich heiße Tag in diesem Sommer. Noch steht das erste Gras grün und hoch auf der Steppe. Der tiefblaue Orienthimmel warnt sich wolkenlos über die Dornbüsche. Überall neues Leben und Gedeihen. Es wird Zeit, mit der Heimath zu beginnen. Wenn diese Sonnenhitze andauert, sind die schönen frischgrünen Flächen bald verdorrt und kahl.

Diese Zeit liebte ich über alles, als ich noch da unten auf meinem Steppengut hauste. Es war herrlich, nach langem Winterschlaf wieder auf einem flotten Renner über die Steppen zu jagen, begleitet von Hunden, die nur darauf warteten, einen Wolf oder einen Fuchs zu Tode heßen zu können.

Nicht weniger reizvoll war es, mit der über die Schulter gehängten Büchse flinte zu Fuß langsam die Steppe zu durchstreifen, wobei man immer wieder etwas Neues, noch nicht gekostetes, oft noch nicht einmal gesehenes vor den Lauf bekam.

Wunderbar waren die Düste, die im Frühling und im Sommer von lauen Winden über die Steppen getragen wurden. Fliegende und summende Insekten, die von Blüte zu Blüte flatterten, belebten die im Sonnenglanz still daliegenden Flächen.

Unbeschwertem Herzens zog ich durch das hohe Gras. Dabei immer, wie mir das zur Gewohnheit geworden war, nach rechts und links horchend, schnelle Blicke werfend und — wie ein Tier in den Wind sichernd. — Psui Teufel! Donnerwetter, welcher ekelhafter Geruch erkundete da plötzlich die schönen Frühlingsdüfte! Nasgeruch! Schnell den Zeigefinger in den Mund, im nassen Zustande dem Luftzug ausgesetzt. Dann wußte ich sofort, woher der Geruch von etwas Verwesendem kam. Ich folgte diesem Geruch vorsichtig, und hielt meinen Hund kurz bei mir. Ein Kadaver mitten in der Steppe wirkte ja immer als Räuber für alles Raubzeug, fliegendes wie laufendes. Vielleicht war es der Leichnam eines Menschen, der hier auf geheime Weise ums Leben gekommen war und nun wildem Götter zur Nahrung diente. Das war dann auch nichts außergewöhnliches. Und dagegen war dann ja auch nichts mehr zu machen. Kein Mensch, keine Behörde, keine Obrigkeit hätte sich dafür interessiert.

Diesmal aber wollte ich der Sache nachgehen, zum mindesten feststellen, um was für einen Kadaver es sich handelte. Die Hauptsache aber dabei war für mich das Jagdbliche. Ich hoffte, auf ein Raubtier zu Schuß zu kommen. Die schußfertige Büchse flinte im Arm folgte ich dem Geruch. Sonderbar, daß sich hier noch kein Lebewesen sehen ließ. Allerdings trennte mich wohl noch eine ganze Strecke von meinem Ziel. Die leichte Brise von Nordost trug die Witterung in immer aufdringlicherer Weise heran und führte mich schließlich bis in die Nähe meines jenen kleinen Waldes. Da sah ich auf den einzelnen etwas stärkeren Bäumen mehrere große Vögel sitzen, die ich zunächst nicht anzusprechen wußte. Es konnte also der Luderplatz nicht mehr fern sein. Warum aber beteiligten sich diese Vögel nicht selber an dem Fraß? Das ließ mich darauf schließen, daß dort Stärkere am Werke waren, vor denen diese sich fürchteten. Allergrößte Vorsicht, ganz langsame, leises Heranpirschen unter gutem Winde war hier geboten, um an das Raubzeug heranzukommen. Wenn mich nicht alles täuschte, so lag der Körper nur noch etwa 200 Schritte von mir entfernt. Ich hatte mich in das hohe Gras niedergekauert und schob mich ganz behutsam langsam immer näher an die Stelle heran, von der ich mir ein besonderes Jagdvergnügen versprach. Mein Hund lag neben mir und benahm sich wie ein weidmännisch gebildeter Jagdgefährte, gehorchte auf den Blick. Allmählich kam ich dem Luderplatz näher und war zweifellos schon von den Raubvögeln, die auf den Bäumen am Waldestrand angehaßt hatten, entdeckt worden. Von diesen schwebten sich abwechselnd einige in die Luft und zogen Kreise über den Platz, den ich mit Sicherheit bereits ausgemacht hatte. Ich selbst war neugierig darauf, die Situation zu erforschen, um zu wissen, um was es sich handelte, und mir einen Jagderfolg zu sichern. Außerdem aber nahm der Nasgeruch in der glühenden Sonne derart zu, daß mir schon ganz schlecht wurde. Übrigens glaubte ich auch, jetzt so nahe heran zu sein, daß ich es riskieren konnte, in diese „Speisung der Raubtiere“ hineinzufahren.

Ich sprang auf, warf die Büchse flinte an die Wade und blickte scharf auf das Wild, das sich mir bot. Es war vielleicht das interessanteste Jagdbild, das ich in solcher Aufmachung je gesehen habe. Wie um einen gebetteten Tisch kauerten um einen weit auseinandergezogenen Kadaver vier Wölfe, und zwar zwei alte ausgewachsene Bestien und zwei noch junge, augenscheinlich noch diesjährige Wölfe. Daß die Gesellschaft eine Familie darstellte, war nicht sehr wahrscheinlich, weil der alte Wolf sehr bald, nachdem die Wölfin gewölft hat, diese und die Jungen verläßt.

Ich hatte damals schon eine ziemliche Anzahl von Wölfen zur Strecke gebracht und mich interessierten im Moment eigentlich die mir bis dahin unbekannten großen Raubvögel, in denen ich immer mal Steppenadler zu finden hoffte, mehr, als die mir so wohlbekannten Wölfe.

Natürlich trat bei meinem Erscheinen auf dem Luderplatz große Aufregung ein. Die Wölfe wurden flüchtig, die Vögel

preizten die mächtigen Schwingen und hoben sich in die Lüfte. Zeit war keine Sekunde zu verlieren. Ich mußte mich schnell entscheiden, auf was ich schießen wollte. Wolf, oder Vogel? Aber schnell! Donnerwetter! Also — was nun? Kein Wolf mehr sichtbar, alle flüchtig im Walde verschwunden. Ich hielt auf den mir noch am nächsten, aber schon über dem Walde schwebenden Vogel. Ich zog ab, einige Federn flogen in der Luft, aber — der Vogel auch. Also unschädlicher Streifschuß. Na, so ein Pech! Ungefähr acht bis zehn Stück wundervolles Raubzeug vor der Büchse und — feins geschossen! Das war mir noch nie vorgekommen.

Zu meinem größten Arger konnte ich nun noch feststellen, daß das Opfer der Raubtiere eins von meinen prächtigen Fohlen gewesen, das die Bestien auf der Weide gerissen hatten. Der verantwortliche Hirte bekam seine Strafe, aber das schöne Fohlen wurde davon leider nicht lebendig.

Am meisten ärgerte mich ja das Bewußtsein, daß ich nicht eins der beteiligten Raubtiere zur Strecke gebracht hatte. „Nicht lange sackeln bei Raubzeug!“ lautete die Lehre, die ich aus dieser kleinen Jagdepisode zog.

Das Labyrinth.

Von E. van Eindhoven de Zende.

„Sie gehen doch auch mit zum Labyrinth, Lucien?“ fragte unser Gastgeber den jungen Ingenieur, der mit noch zehn anderen Herren ein paar Urlaubstage auf dem gastfreien Schloß von Erneste Lapierre zubrachte.

Aber Lucien Royan schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Wenn Sie es mir nicht übelnehmen, gehe ich lieber nicht mit. Ich habe nicht viel für Labyrinth übrig, seitdem ich einmal graue Haare davon bekommen habe.“

„Ganz wie Sie wollen, mein Lieber“, erwiderte unser Wirt und, auf michweisend, fügte er hinzu: „Dann können Sie ihm Gesellschaft leisten, denn er bleibt auch zu Haus, weil er sich gestern bei der Kletterpartie den Fuß verstaucht hat.“

Eine Viertelstunde später war die fröhliche Gesellschaft in zwei Autos abgefahren, zu einem Besuch der unterirdischen Gänge und Höhlen, die ungefähr eine Stunde vom Schloß, dicht bei einem Bergdorf, lagen.

Lucien und ich blieben allein zurück. Wir saßen auf dem Rasen hinter dem Kastell und rauchten schweigend eine Zigarette. Ich betrachtete meinen Gefährten von der Seite und sah nun, wie merkwürdig das schneeweiße Haar zu dem jungen Gesicht stand. Er konnte höchstens fünfundsiebzig Jahre alt sein.

Der junge Ingenieur schien meine Gedanken zu erraten und sagte: „Sie wundern sich gewiß darüber, wie ein Mensch graue Haare von dem Besuch eines Labyrinths bekommen kann. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen die Geschichte erzählen. Zumal es fast auf den Tag zwölf Jahre her ist, daß die Sache sich abspielte. Haben Sie einmal von dem unterirdischen Fluß, dem Bramabiau, gehört, den man am besten von dem Ort Mende erreicht? Es ist ein Nebenfluß des Tarn, der sich dort in den Kalkfelsen ein ausgebreitetes Labyrinth geschaffen hat. Man geht mit Führern dorthin, und diese folgen dann immer bestimmten Wegen, teils zu Fuß, teils in Booten, denn niemand weiß, wie weit die unterirdischen Gänge sich erstrecken.“

Vor zwölf Jahren also war ich dort mit zwei Studienkollegen, André Razal, einem guten Bekannten, und Raymonde Agard, einem befreundeten jungen Mädchen aus demselben Semester. Wir hatten schon lange den Plan gehabt, geologische Untersuchungen in den Gängen des Bramabiau anzustellen, und sicherlich wäre alles gut verlaufen, wenn Raymonde nicht ein so allerliebster Rädel gewesen wäre. André und ich waren beide in sie verhasst, und das wußten wir voneinander, aber wir wußten nicht, wem von uns beiden sie den Vorzug gab. Sie war zu uns beiden gleichermäßen freundlich, ja, sie war ein bißchen kokett, die kleine Raymonde. André war ein häßlicher Junge, aber sehr intelligent, und er muß sich eingebildet haben, daß er die meisten Chancen hätte. Und deshalb war seine Enttäuschung um so größer. Denn auf diesem Ausflug ließ Raymonde sehr bald deutlich merken, daß ich der Auserkorene war. Sie ging oft mit mir Arm in Arm, während sie ihm auszuweichen suchte. Wenn ich stehen blieb, um die Aussicht zu genießen oder eine Blume zu pflücken, dann blieb sie auch stehen. Wenn jedoch André zurückblieb und rief, dann ging sie ruhig weiter und tat, als ob sie nichts hörte.

Untervegs hatte ich ein paarmal beobachtet, wie André vor Wut blaß wurde, doch Raymonde schien nichts davon zu merken. So kamen wir beim Eingang der Höhlen an. Man hatte uns ausdrücklich davor gewarnt, die unterirdischen Gewölbe ohne Führer zu betreten, aber jung und übermütig, wie wir waren, hatten wir nicht darauf geachtet. Dagegen hatten wir außer unseren elektrischen Lampen und Reservebatterien einen dünnen Stahlstab mitgenommen, dessen eines Ende wir an einem Felsblock beim Eingang befestigten. Jeder von uns hatte eine Lampe. Ich trug außerdem den Proviant und eine Hacke, und André

widelte langsam den Draht ab, sobald wir in die Höhlen eingebrungen waren. So konnten wir uns nicht verirren.

Raymonde ging stets mit mir. Es genierte mich ein bißchen vor André, weil sie es so auffällig tat. Wir waren bereits eine halbe Stunde gelaufen, und manchmal waren die Gänge so niedrig, daß wir gebückt gehen mußten. Einmal liefen wir durch ein altes, ausgetrocknetes Flußbett, dann wieder auf einem schmalen Pfad neben dem schnell dahinströmenden unterirdischen Fluß, der ein festsam tosendes Geräusch machte, das überall in den Gewölben wiederhallte. Manchmal, wenn Raymonde und ich um eine Ecke bogen und wir André voraus waren, küßten wir einander.

Plötzlich bemerkten wir, daß wir André verloren hatten. Wir dachten, daß er unabsichtlich zurückgeblieben wäre, leuchteten in allen Richtungen und riefen seinen Namen. Endlich hörten wir ganz aus der Ferne seine Stimme: „Viel Vergnügen euch beiden!“ Raymonde und ich sahen einander an, sie lachte noch, aber mir wurde sofort unsere Gefahr bewußt, denn er hatte den Draht! Ich schrie, daß er verrückt wäre, ich beschwor ihn zurückzukommen, aber ich erhielt keine Antwort als ein Hohngelächter und hörte nichts mehr als das Echo meiner eigenen Stimme und das Tosen des Wassers.

Wir suchten, wir suchten stundenlang, und wir spürten, daß wir uns immer mehr verirren. So verbrachten wir zwei volle Tage, wie verrückt suchend, und wir fanden keinen Ausgang. Ein Weg glich dem andern. Unsere Lampen brannten aus, unser Proviant ging zu Ende. Raymonde bekam Fieber. Später fiel sie in Ohnmacht. André war draußen wieder zur Besinnung gekommen und zurückgekehrt, um uns zu holen. Aber jetzt konnte er uns nicht mehr finden. Dann lief er nach Wende zurück und erzählte dort alles. Man sandte sofort eine Expedition mit Führem aus und die hat uns endlich nach fünf Tagen gefunden. Soweit waren wir abgeirrt.

Als man uns wieder ans Tageslicht gebracht hatte, befanden wir uns beide in einem bösen Zustand. Raymonde war noch immer bewußtlos und noch wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Ich habe mich schneller erholt als sie, nur meine Haare waren schneeweiß geworden.

André habe ich nicht wiedergesehen. Er ist ins Ausland gegangen. Aber nun verstehen Sie gewiß, weshalb ich keine Labyrinth mehr aufsuche, nicht wahr?“ schloß der junge Mann seine Erzählung.

Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert.

Neue Bücher

* Benedikt Lohmüller: „Brand im Tempel“. (Verlag Wolfgang Jesu, Dresden.) Das Buch stellt einen interessanten Versuch dar, Hölderlins tragisches Schicksal dichterisch zu gestalten. Es greift auf die alte epische Form zurück, will mehr sein als ein Lebensroman; der Dichter selbst spricht von einer „Odyssee der Seele“, im Sinne einer inneren Wanderung und Wandlung. Gewissermaßen aus dem Geist Hölderlins ist der Kampf und Leidensweg des größten deutschen Lyrikers nachgelebt und nachgeschaffen. Wie sehr es dabei auf innere Beziehungen ankam, beweist das umfassende Bemühen um Rekonstruktion eines seelischen Bildes von Hölderlins zweiter Lebenshälfte, jener Zeit, da sich der Geist des Dichters schon umnachtete. Menschliche Tragik kommt stark zum Ausdruck, sie vertieft sich in der Deutung gerade eines einzigartigen Schicksals. Aus dem Wesen des Werkes wuchs zwanglos, ohne literarische Absicht, die äußere Form freier Verse, rhythmisch gehobener Sprache; auch hier zeigt sich lebendiges Fortwirken im Geiste Hölderlins, eine antiklassizierende Stilart, die dem Stoff entspricht und zugleich in vielen Wendungen kräftige sprachliche Neuprägung bietet. Eben die Form macht ein Vertiefen in das Buch zunächst nicht leicht, doch dem aufmerksamen Leser erschließen sich mit tiefen menschlichen Erkenntnissen auch mannigfache Schönheiten poetischer Gestaltung. ls.

* Berthold Lang S. J.: „Bischof Sailer und seine Zeitgenossen“. (Verlagsanstalt G. J. Manz, Regensburg.) „Hier ruht der größte Bischof von Deutschland! Mir ist ein Schutzgeist gestorben.“ Mit diesen Worten kennzeichnete König Ludwig I. von Bayern den edlen Sailer, der im gleichen Jahre wie Goethe die Augen schloß. Wer die Kirchengeschichte Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts studiert, wird auf Schritt und Tritt der übertragenden wissenschaftlichen und menschlichen Persönlichkeit Sailers begegnen. Sailer, viel verkannt ob seines konzilianten Wesens und seines Zusammenhanges mit den Wüstikern, ist von einem nachhaltigen Einfluß gewesen einmal durch die Tiefe und das Gemüt seiner zahlreichen Werke,

jobann durch die Priesterschule, der er seinen Geist durch das Jahrhundert aufzudrücken vermochte, ferner durch den stillen, aber bedeutenden Einfluß, den er auf den bayerischen König hatte, am meisten aber durch den persönlichen Kontakt, den er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit nahm und der sich weit über die Grenzen der eigenen Konfession erstreckte. Auch der Nichtkatholik wird seine Freude an einem Kapitel wie „Sailer und die Genossen fremder Religionen“ haben. „Wir müssen die Marksteine, die unsere Väter gesetzt haben, stehen lassen und dieser Marken unbeschädigt einander brüderlich unterstützen in Bekämpfung des Antichristentums“. Bekannt in dieser Hinsicht ist seine Freundschaft mit Lavater geworden. Lang, der der bereits bestehenden Sailer-Literatur eigene Forschungen hinzufügen konnte, hat eine dieses Säkularmenschen würdige Biographie gegeben.

* Erwin Weill: „Requiem“, Roman des Wolfgang Amadeus Mozart. (Verlag „Das Berglandbuch“, Deutsche Vereins-Druckerei-AG., Graz.) Mozarts letztes Werk, das „Requiem“, ist Ausgangspunkt und Ende dieses reifen, von starker Einfühlungsgabe in fremdes Leben und tiefem Verständnis für die Kunst zeugenden Romanes. Dazwischen spannt sich ein weiter Bogen, der harte Daseinskampf des Meisters. Während ihm die Freunde das „Requiem“ singen, zieht an des Todtranken innerem Auge noch einmal ein ganzes an Not und Leiden, aber auch an göttlicher Schönheit reiches Leben vorüber. Erwin Weill fügt die einzelnen Bilder dieses leidvollen Lebens, das in seinem Ablauf den einzelnen Sätzen des „Requiem“ gleicht, mit feinem Gefühl für das Wesentliche zu einem Ganzen, das trotz dem Mollklang der einzelnen Kapitel in eine helle, von Schönheit verstärkte Zukunft weist.

* Hans Gäßgen: „Orgel der Wiesen“. (Band 5 der Reihe „Der Regenbogen“, Verlag „Der Regenbogen“, Neuenhain i. T. und Leipzig.) Als neuestes Bändchen der von August Straub herausgegebenen Sammlung erschien eine Auswahl von Versen und Kurzgeschichten des Wiesbadener Dichters Hans Gäßgen. Die gut und abwechslungsreich zusammengestellten Beiträge sind charakteristische Proben für das Schaffen des insbesondere auch den Lesern des „Wiesbadener Tagblatts“ durch seine Mitarbeit wohlbekannten Dichters. Hans Gäßgens Stärke ist seine Kunst feiner und besetzter Stimmungsdeutung, eine abseits von literarischen Moden entwickelte, gesunde Eigenart, bluthaft spürbare Bodenverbundenheit und Heimatliebe. Echte romantisches Gefühl liegt den Dichtungen zugrunde, sie haben oft etwas von volkstümlicher Unbeschränktheit. Eine in plastischen Bildern sich auswirkende Phantasie belebt ebenso Stoffe geschilderlicher Aberglieferung und Sage wie sie zeitgemäße Mären und Geschichten gleichnishaft gestaltet oder den Zauber einer Landschaft mit satten Farben malt. Aus den Naturgedichten fühlt man Ruch von Wald und Wiese wehen, sieht silbrigen Schein der Blüte, hört das Brummen der sammetbraunen Hummel als leisen Orgelton des Sommers in der grünen Weite. Es ist ein Büchlein für stille Stunden, das man nicht ohne innere Bereicherung aus der Hand legen wird. ls.

* „Berlinerisch.“ Von Hans Otkwald. Mit vielen Federzeichnungen von Heinrich Zille, Karl Arnold und Rudolf Großmann. (Piper u. Co., München.) Ein neuer Band der mit Reimanns „Sächsisch“ so glücklich begonnenen Bücherreihe „Was nicht im Wörterbuch steht“. Der so oft als nur „schonddrig“ verschriene Berliner zeigt sich hier von seiner gemüthlichen und liebenswerten Seite. Wir lernen den Berliner in allen Situationen kennen, beim Vergnügen und beim Krad, in der Familie und im Trubel des Verkehrs. Der galante Berliner fehlt ebensowenig wie der „helle“. Die Straßenverkäufer halten ihre originellen Ansprachen. Max Liebermann tritt als der Typus des patriarchalischen Berlinertums auf. Auch die witzigen Abkürzungen und Wortspiele, in denen der Berliner so erfinderisch ist, fehlen nicht. Die Serie soll nach und nach in erweiternder und aufschlußreicher Weise Wesen und Art aller deutschen Stämme spiegeln.

* „Wie Diabetiker zuckerfrei werden und bleiben.“ Von Dr. med. Albrecht Witz und Dr. med. Else Witz-Roth. (Verlag Bruno Wiffens, Hannover.) In klarer und verständlicher Abfassung haben die Verfasser auf Grund ihrer in der ärztlichen Sprechstunde gesammelten umfangreichen Kenntnisse diesen wertvollen Ratgeber zusammengestellt, aus dem der Laie erkennen kann, welches die Ursachen der Zuckerharnruhr sind, welche Beschwerden und Anzeichen auftreten, was nützlich und schädlich ist und wie die Aussichten auf Besserung und Heilung sind.